DER MENSCH DEM MENSCHEN EIN MENSCH
Solidarität aus biblischer und therapeutischer Sicht“

Vortrag von Arnold Mettnitzer
im Rahmen der 10. Carinthischen Dialoge am 17.07.2016 im Schloss Bach

MUSIK

Liebe Johanna! Lieber Chlodwig!

Als Ihr mich eingeladen habt, auch in diesem Jahr bei den 10. Carinthischen Dialogen den „quasi-liturgischen“ Schlusspunkt zu setzen, war mir sofort klar, dass ich es diesmal nicht bei Worten allein bewenden lassen darf. Irgendwie fühlte ich mich mitverantwortlich dafür, Euch beiden in unser aller Namen aus ganzem Herzen dafür zu danken, dass Ihr uns dieses Euer Haus seit 10 Jahren als sommerliche Denkwerkstatt zur Verfügung stellt und damit in nobelster Gastfreundschaft ein wunderbares Begegnungsforum geschaffen habt. Und als ich davon Malin Hartelius und Edgar Unterkirchner in Wien erzählte, waren wir uns einig, dass wir es so, wie wir es jetzt versuchen wollen, machen werden. Malin brauchte nur ihren Flug von Zürich nach Paris über Klagenfurt organisieren und Edgar gar nur mit dem PKW aus Wolfsberg anreisen…

So einfach geht das, wenn man motiviert ist!

Die moderne Gehirnforschung belegt eindrucksvoll, dass Menschen von Natur aus auf soziale Resonanz und Kooperation angelegt sind.

„Kern aller menschlichen Motivation ist es, zwischenmenschliche Anerkennung, Wertschätzung, Zuwendung & Zuneigung zu finden und zu geben.“

(Joachim Bauer, Prinzip Menschlichkeit. Warum wir von Natur aus kooperieren, Hoffmann und Campe, Hamburg 2006, S. 21)

Herausragende Wissenschaftler im Bereich der Biologie und der Medizin, unter ihnen die amerikanische Biologin Lynn Margulis, sind der Meinung, Begriffe wie *„Konkurrenz“* und *„Überlebenskampf“* seien menschliche Konstruktionen, die aus dem Wirtschaftsleben kämen und von außen an die Biologie herangetragen worden seien. Die Biologie kenne kein Erfolgsdenken, wie es die Wirtschaft beherrsche. Für die Natur seien derartige Kriterien irrelevant.

(Vgl. dazu: Joachim Bauer, Prinzip Menschlichkeit. Warum wir von Natur aus kooperieren, Hoffmann und Campe, Hamburg 2006, Seite 18-19)

Gerald Hüther geht hier noch einen Schritt weiter. Das entscheidend Menschliche ist nicht das kooperative Gen, weil man ja auch bei der Kooperation so blind sein kann für die Bedürfnisse der Anderen, dass man dazu nur so lange bereit ist, wie es dem eigenen Vorteil allein entspricht. Nein, worauf es ankäme, so Hüther, damit der Mensch dem Menschen ein Mensch bleibt, wäre ein Miteinander das er *„Konkreativität“* nennt: Die Erfahrung, dass wohlwollendes Miteinander eine Qualität zu erzeugen vermag, die von einzelnen hochbegabten Menschen allein und getrennt voneinander niemals zustande gebracht

werden kann. So verstandene Konkreativität übersteigt auch die biblische „goldene Regel“:

„Was du nicht willst, das man dir tu, das füg' auch keinem andern zu“;

oder positiv formuliert: „Behandle deine Mitmenschen so, wie du von ihnen behandelt werden willst.“ *(Tob 4,16; Mat 7,12; Luk 6,31)*

Oder in der rabbinischen Übersetzung des biblischen Liebesgebotes:

“Liebe Deinen Nächsten, er ist wie Du!”

Oder in der Formulierung der Kahunas, der Priester Polynesiens,

die das Gesetz der Harmonie in dem Gebot zusammenfassen:

“Verletze niemanden, störe nicht die Harmonie eines anderen,

denn der andere bist du selbst“

Diese Regel verlangt somit von einem Menschen, dass er sich vor jeder konkreten Einzelentscheidung in die Lage des oder der von ihr Betroffenen versetzen soll, um zu prüfen, ob er die Entscheidung auch dann gutheißen könnte, wenn ein anderer sie fällen würde und er dadurch unmittelbar oder mittelbar davon betroffen wäre.

Das führt mit etwas Glück in die wunderbare Erfahrung:

„Anderen helfen zu können, hilft mir!

Andere tragen zu können, trägt mich!“

Wer das erfährt, rechnet nicht mehr, er weiß, dass er durch das, was er aus freien Stücken „ungeschuldet“ anderen tut, selbst beschenkt wird,

wie zwei Brüder, von denen man sich erzählt, sie hätten miteinander den geerbten Bauernhof bewirtschaftet und am Ende den Ertrag der Ernte geschwisterlich geteilt. In der Nacht aber finden beide keinen Schlaf.

Der eine denkt:

Mein Bruder hat eine große Familie während ich allein geblieben bin. Er braucht mehr als ich zum Leben. Unbemerkt will ich zur Mitte der Nacht etwas von meinen Garben in seine Scheune tragen…

Der andere denkt:

Mein Bruder ist allein. Im Alter wird er niemanden haben, der für ihn sorgt. Damit er jetzt schon besser vorsorgen kann, will ich um Mitternacht etwas von meinen Garben in seine Scheune tragen…

Und so begegnen einander die beiden

- auf halbem Weg zwischen den Scheunen -

jeder in seinen Händen die Garben für den anderen…

Susanne Hennemann drückt das in einem ihrer Gedichte (1984) so aus:

Ein Mensch / Da findet man einen Menschen / der ein Mensch ist /
ein Mensch bleibt / und die Menschen für Menschen hält /
weil er ein Mensch ist / Unfassbar / so ein Mensch

Susanne Hennemann, in: Hans Kruppa Hrsgb.. WO LIEGT EUER LÄCHELN BEGRABEN? Gedichte gegen den Frust, Fischer Taschenbuchverlag, Frankfurt am Main 1984, Seite 61

MUSIK

Die Stunde der „Gutmenschen“

In den letzten Jahrzehnten hat sich das Wort „Gutmensch“ in unseren Sprachgebrauch eingeschlichen. Gemeint ist damit die ironische Verkehrung von „guter Mensch“ in sein Gegenteil. In politischen Auseinandersetzungen wird der Ausdruck als Kampfparole gebraucht. Mit „Gutmensch“ ist dort kein guter Mensch, sondern ein naiver, übertrieben moralisierender Tölpel gemeint, der die herrschenden Gesetze und die Regeln des Weltmarktes nicht durchschaut.
Im Jänner 2012 erhielt das Wort als Unwort des Jahres 2011 in Deutschland den zweiten Platz. Aber der Ausdruck geistert schon seit den 1980er Jahren als Modewort durch den deutschen Sprachraum, um damit Personen zu charakterisieren, die humanistische, auf das Wohl der Gemeinschaft bezogene, auch religiös-mitmenschliche Lebensziele und Argumente höher einschätzen als den egoistischen Blick auf das größtmögliche Maß des persönlichen Glücks.

Wo immer in meiner persönlichen Umgebung das Wort auftaucht, verrät es mir mehr über den, der es verwendet als über den, auf den es sich bezieht. Wer immer noch nicht verstanden hat, dass die zentralen Probleme dieser Welt einen möglichst geschlossenen Schulterschluss „aller Menschen guten Willens“ benötigen,

wer nicht einsehen mag, dass ein dringend not-wendender Wandel von einer Ressourcenausnutzungsmentalität hin zu einer Potentialentfaltungskultur überfällig ist, wer ausschließlich sein eigenes Wohl im Blick hat und vor den Bedürfnissen anderer die Augen verschließt, dem muss alternatives Handeln lästig erscheinen und ein schlechtes Gewissen bereiten. Mit der Rede von den „Gutmenschen“ hält er sich dieses sein schlechtes Gewissen vom Leibe.

Auch diesbezüglich ist die Botschaft der Bibel zeitlos und brandaktuell. Etwa, wenn es im Buch Tobit heißt: „Von deinem Brot gib den Hungernden und von deinen Kleidern den Nackten! Alles, was du im Überfluss hast, gib als Almosen, und dein Auge sei nicht neidisch, wenn du Almosen gibst.“ *(Tob 4,16)*

Noch eindringlicher liest sich das leidenschaftliche Plädoyer des Propheten Amos gegen die Ausbeutung:

„Hört dieses Wort, die ihr die Schwachen verfolgt /
und die Armen im Land unterdrückt.
Ihr sagt: Wann ist das Neumondfest vorbei? /
Wir wollen Getreide verkaufen. Und wann ist der Sabbat vorbei? /
Wir wollen den Kornspeicher öffnen, das Maß kleiner und den Preis größer machen / und die Gewichte fälschen.
Wir wollen mit Geld die Hilflosen kaufen, /
für ein paar Sandalen die Armen. Sogar den Abfall des Getreides /
machen wir zu Geld.“

(Amos 8, 4-7)

Wenn nicht alles täuscht, dann schlägt über kurz oder lang die Stunde der guten Menschen. Auch in den oberen Etagen großer Konzerne scheinen es Egoisten und Selbstdarsteller immer schwerer zu haben. „Tschüss Egoisten: Empathische Gebende und Introvertierte sind geeigneter für Führungsjobs“[1], lautet die Überschrift eines gut recherchierten Artikels von Andrea Hlinka, der den Aufstieg der Gebenden und das Ende der Schaum- und Pfauenradschläger prophezeit. Plötzlich sieht es so aus, als hätte der „Gutmensch“ doch Zukunft. Corinne Bendersky, Professorin an der UCLA Anderson School of Management, empfiehlt lieber, den ruhigen Neurotiker als den beeindruckenden Extrovertierten einzustellen, weil den letzteren öfter Details entgehen und sie unkonzentrierter sind. 2011 untersuchten Wissenschaftler der Wharton Business School, einer renommierten Wirtschaftsfakultät der University of Pensylvania, ob Unternehmen mit introvertierten Chefs erfolgreicher sind als jene mit extrovertierten. Das Ergebnis der Studie: Unternehmen, die viel Eigenverantwortung von ihren Mitarbeitern verlangen, sind besonders erfolgreich, wenn sie von einem introvertierten Chef geführt werden.

[1] Vgl. dazu: Andrea Hlinka, Der Aufstieg der Gebenden, Artikel im KURIER vom 10. August 2013, KARRIEREN, Seite 4

Interessant in diesem Zusammenhang ist auch der 2014 erschienene Dokumentarfilm von Elisabeth Scharang mit dem bezeichnenden Titel „Kick Out Your Boss“, in dem sie das Verhältnis von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern zu ihren Jobs in Brasilien, Serbien und Österreich beleuchtet. Scharang zählt darin beeindruckende Gründe auf, warum eine auf Gewinnmaximierung fixierte Wirtschaft auf Dauer nur scheitern kann. Auffallend in ihrem Film ist, dass alle jungen erfolgreichen Unternehmen sich durch flache Hierarchien auszeichnen.

*Adam Grant (*1981), mit seinen 34 Jahren als Organisationspsychologe einer der Top-Wirtschaftswissenschaftler der Welt, hat sieben Jahre lang Studien und Hinweise auf den Wandel in der Arbeitswelt gesammelt, verdichtet und ausgewertet. Die Ergebnisse sind in seinem Buch „Give and Take – A Revolutionary Approach to Success“*[2] *zu lesen. In dieser Analyse teilt er Menschen in drei Kategorien:*

Die Geber („Giver“),
die Ausgleichenden („Matcher“) und
die Nehmenden (“Taker“).

Letztere wollen so viel wie möglich von anderen bekommen während die „Matcher“ Leistung nur bei Gegenleistung erbringen. Die Gebenden hingegen geben, ohne etwas dafür zu erwarten. Gerade deswegen

[2] (Grant, 2013); Seit Oktober 2013 ist das Buch im Droemer Verlag auf Deutsch erhältlich.

werden sie in ihrem Arbeitsumfeld geschätzt. Sie pflegen zwar lose, dafür aber viele Kontakte, werden durch Einfühlungsvermögen, Hilfsbereitschaft und ihr Anliegen, ein bestmögliches Ergebnis für alle zu erzielen, als angenehme Geschäftspartner wahrgenommen. Von ihrem Gegenüber werden sie wegen ihres guten Rufes respektiert, gelten als ehrlich und unterstützend. „Gebende warten nicht auf Zeichen von Potential. Sie vertrauen von vornherein in die Fähigkeiten anderer. Gebende neigen dazu, Potential in jedem zu sehen“, schreibt Grant.

Um als Geber erfolgreich zu sein, müssen sie kurzfristig auch zu Nehmenden und Ausgleichenden werden, z.B., wenn es ihnen aus Zeitnot unmöglich wird, die eigenen Aufgaben zu erfüllen.

Tun sie das nicht, werden Gebende schnell zum sich „aufopfernden Wunsch-erfüller“, zum hilflosen Helfer, der zum Schluss selbst auf der Strecke bleibt.

Unser eigentliches Problem besteht aber nicht nur darin, dass wir entweder Nehmende, Ausgleichende oder Gebende sind, aus meiner Sicht besteht unser Problem vor allem darin, dass wir uns bei fast allem, was wir tun, möglichst nicht einmischen, geschickt heraushalten, abwarten, die Welt beobachten, uns in ihr aber kaum engagieren.

Es ist so leicht, sich abzuputzen – in einer Zeit der elektronischen Meinungsabsonderung Engagement vorzutäuschen – in einer Welt, in der jeder schnell den Finger auf „Liken“ oder „Teilen“ legt, statt ihn in tatsächliche Wunden zu legen. „Und wer hat überhaupt noch Wunden?“ fragt sich Birgit Braunrath am 9.1.2016 im Kurier-Kästchen auf Seite 1.

„Wer ist verwundbar geblieben unter uns abgeklärten Weltbeobachtern? Die doch nur ihre Computer und Smartphones beobachten, während die Welt an ihnen vorüberzieht? Die sich echauffieren statt involvieren?
Wir sind zu Conferenciers des Lebens, des Scheiterns der anderen geworden, zu Passiv-Aufmüpfigen. Statt selbst teilzuhaben, uns vorzuwagen, ein Risiko einzugehen, das über das „Liken“ eines vorlauten Kommentars hinausgeht.
Wir trauern in Foren, die unpersönlicher nicht sein könnten.
Wir machen uns halb stark für Opfer, deren Leid wir nicht im Geringsten fühlen können. Fühlen wir überhaupt noch etwas? Außer dem dringenden Impuls, vom Spielfeldrand aus Kommentare abzugeben, Urteile zu fällen, Belehrungen vorzunehmen? Leben wir noch?“

MUSIK

Aaron Antonovsky (1923 – 1994) verdanken wir einen ganz neuen Blick auf die Gesundheit und das Wohlergehen des Menschen. In der Entwicklung seiner sogenannten *„salutogenetischen Prinzipien“* beschäftigt ihn nicht so sehr die Frage der *„Pathogenese“*, warum und woran ein Mensch krank wird, sondern die Frage der *„Salutogenese“,* warum ein Mensch trotz widriger Umstände gesund bleibt.

Für *Antonovsky* bewegt sich der Mensch ständig auf einem Kontinuum zwischen Gesundheit und Krankheit. Damit sich das Verhältnis beider Variablen im Gleichgewicht befindet, oder vielleicht mehr in Richtung Gesundheit ausschlägt, nutzt er verschiedene, ihm zur Verfügung stehende Ressourcen. So definiert *Antonovsky* den Begriff des *„Sense of Coherence“ (SOC)*, welcher die Fähigkeit eines Menschen beschreibt, die ihm gebotenen Ressourcen zu nützen, um sich gesund zu halten. Dabei ergibt sich die Frage, warum zwei Menschen, die dem gleichen Stress ausgeliefert sind und dieselben Ressourcen zur Verfügung haben, dennoch so grundsätzlich verschieden reagieren. Eine Person wird krank, die andere bleibt gesund. Für *Antonovsky* ist dafür der unterschiedlich stark ausgeprägte *„Sense of Coherence“* beider Personen verantwortlich. Ins tägliche Leben übersetzt bedeutet das:

1. Je mehr ein Mensch verstehen kann, was in ihm und um ihn herum vor sich geht, umso eher kann er Belastungen ertragen und u.U. an diesen sogar wachsen.

2. Je mehr ein Mensch, dort, wo er seinen Alltag lebt, diesen Alltag mitgestalten kann und je weniger er sich als *„nützlicher Idiot“* von Fachidioten zu ihren Zwecken missbraucht fühlt, umso besser wird er sich fühlen und umso höher wird die Wahrscheinlichkeit sein, dass er gesund bleibt.

3. Je mehr ein Mensch bei dem, was er beruflich und privat Tag für Tag verrichtet, einen Sinn erkennen kann, je mehr er sich also in einem größeren Ganzen beheimatet fühlt und mit dem, was er tut, zu dieser Beheimatung beitragen kann, umso besser wird es ihm gehen, umso eher wird er gesund sein und es auch bleiben.

Vaclav Havel sagt von der Hoffnung, sie bestünde nicht in der Überzeugung, dass etwas gut ausgeht, sondern in der Gewissheit, dass das, was ich tue sinnvoll ist, ganz egal, wie es ausgeht.

Und Erich Fried sagt in seinem Gedicht *„Ausweichen“:*

Ich weiß / dass ich oft oder meistens / ausweichen will /

Ich weiß auch / dass das verständlich ist / denn ich will leben /

Aber ich weiß nicht mehr / ob man leben bleibt / wenn man ausweicht

Erich Fried, Gesammelte Werke, Gedichte 3, Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1998, Seite 356

In ihrem Periodicum *„MITTENDRINN. Aktuelles aus der VinziRast-Familie“* vom Juli 2016 erinnert *Cecily Corti* unter dem Titel *„Meinen Hass bekommt ihr nicht“* an die Haltung eines Mannes (Antoine Leiris),

dem die Liebe seines Lebens und Mutter seines Babys beim Terroranschlag von Paris geraubt wurde.

„Nein“, sagt er, *„ich werde Euch nicht das Geschenk machen, euch zu hassen, auf den Hass mit Wut zu antworten. Ihr wollt, dass ich Angst habe, dass ich meine Mitbürger misstrauisch beobachte, dass ich meine Freiheit der Sicherheit opfere.* Nein, schreibt *Cecily Corti*, Hass darf nicht die Antwort sein. Auch nicht die Angst. Auch nicht das Bedürfnis nach immer mehr Sicherheit. Das Schaffen von Feindbildern lenkt von Problemen ab und suggeriert einfache Lösungen. Es ist aber nicht einfach, auch nicht bequem. Ich muss mich entscheiden. Die Autonomie des Handelns lasse ich mir nicht nehmen. Jeder kann etwas tun. Wir gehören alle zusammen. Und was auch immer um uns herum passiert, wie hart uns Schicksalsschläge auch getroffen haben mögen: So lange ein Mensch lebt, so lange ist und bleibt seine Zukunft offen. Solange wir atmen, können wir Zukunft gestalten!

So denken auch die Eltern von ***Mario***, der am 14.07.2015 freiwillig aus dem Leben gegangen ist. Ohne Eltern und seinen beiden Kindern einen Abschiedsbrief zu hinterlassen hat er mit noch nicht einmal 40 Jahren sein Leben beendet. Am 6. August 2015 haben wir uns von ihm verabschiedet und seine Urne bestattet. Erwin Ringel hat immer wieder darauf hingewiesen, dass niemand aus dieser Welt freiwillig weggeht. Er

geht nicht, weil er nicht mehr leben will, sondern, weil er unter seinen Umständen nicht mehr leben kann.

Die Menschen in Marios Umfeld haben alles versucht, aber in den letzten Jahren immer öfter das ohnmächtige Gefühl gehabt, ihn nicht mehr erreichen, zu ihm nicht mehr vordringen zu können.

Als Marios Eltern, ***Angelika und Hannes***, von den diesjährigen 10. Carinthischen Dialogen zum Thema *„Solidarität und Verantwortung“* erfahren und von meinem Wunsch, darüber nicht nur zu reden, sondern zum Jubiläum auch einen künstlerischen Beitrag zu gestalten, erklären sie sich spontan bereit, im Gedenken an ihren Sohn Mario die Reisekosten und das Honorar für *Malin Hartelius* und das Honorar für *Egdar Unterkirchner* zu übernehmen.

Das zweite Sponsorenehepaar sind ***Petra & Peter***. Auch sie wissen, wie schmerzlich es ist, einen Sohn mit kaum 17 Jahren durch einen tragischen Unfall zu verlieren. Von unserem Jubiläumsplan sind sie sofort begeistert und übernehmen gerne die Verantwortung dafür, dass *Malin Hartelius*, die ihren Weg von Zürich nach Paris diesmal über Schloss Bach nimmt, in Pörtschach am Wörthersee übernachten und dort ein paar unbeschwerte Stunden verbringen kann.

„Phantasie ist wichtiger als Wissen“, meinte Albert Einstein. Die Bibel sagt: *„Wer sucht, der findet, wer anklopft, dem wird aufgetan!“* (Mt 7,8)

Und die Hirnforschung lässt sogar einen hochdekorierten Nobelpreisträger zur Erkenntnis kommen, dass da noch weit mehr in ihm steckt als er bisher der Welt zeugen konnte. Bisher haben wir alle lediglich eine Kümmerversion unseres inneren Potentials zu verwirklichen vermocht. In jedem Menschen steckt weit mehr als das, was er bisher in seinem Leben umzusetzen im Stande war.

MUSIK

Erich Kästners „Konferenz der Tiere“ heißt es: „Schreckliche Leute! Und sie könnten‘s so hübsch haben! Sie tauchen wie die Fische, sie laufen wie wir, sie segeln wie die Enten, sie klettern wie die Gämsen, und fliegen wie die Adler, und was bringen sie mit ihrer Tüchtigkeit zustanden? ‚Kriege!‘, knurrte der Löwe Alois, ‚Kriege bringen sie zustande. Und Revolutionen. Und Streiks. Und Hungersnöte. Und neue Krankheiten. …

‚Mir tun bloß die Kinder leid, die sie haben‘ meinte der Elefant Oskar und ließ die Ohren hängen. ‚So nette Kinder! Und immer müssen sie die Kriege und die Revolutionen und die Streiks mitmachen, und dann sagen die Großen noch: Sie hätten alles nur getan, damit es den Kindern später einmal besser ginge. So eine Frechheit, wie?“

Erich Kästner, Die Konferenz der Tiere. Nach einer Idee von Jella Lepmann mit Bildern von Walter Trier, Atrium Verlag, Zürich 2013, Seite 6

In *André Hellers* ***"Das Buch vom Süden" (2016)*** steht der Satz:

"Ein Krieg ist nicht aus, wenn eine Seite kapituliert hat oder wenn Frieden geschlossen wurde."

Im Interview darauf angesprochen sagt Heller:

"Kriege wirken ewig nach: In der kollektiven Psyche, in den Grenzverläufen, in den Neuordnungen der Gesellschaft, im Städtebaulichen und vielem, vielem mehr."

(Andre' Heller im Interview im KURIER vom Sonntag, 19. Juni 2016, Seite 10)

Und Heller erzählt von einer Art *"Erweckungserlebnis"* in der Londoner U-Bahn: Angesichts der dort sitzenden Afrikaner, Chinesen, Sikhs, einem Indio denkt er: *„Das bin ja alles ich. Wir alle sind die Ukrainer, Eritreer, Syrer, Afghanen, Kambodschaner und wie sie alle heißen."*

(Ibid. 11)

Vor 30 Jahren war ich in Klagenfurt verantwortlich für ein Internationales Jugendfest, dessen Thema die Politiker des Landes nervös gemacht hat:

JEDER MENSCH IST AUSLÄNDER, FAST ÜBERALL!

100 Jahre nach dem Ersten Weltkrieg blüht in Europa wieder der Nationalismus. Viele können nicht verstehen, welche Chancen sich in einem Europa auftun, vielleicht, weil dort Kooperation bisher nur im Blick auf den eigenen Nutzen verstanden und praktiziert wird. Der über Jahrhunderte monumentale Kriegsschauplatz Europa hätte endlich eine

chancenreiche Friedens- & Wohlstandsperspektive, die aber nur dann gelingen kann, wenn wir uns zu gegenseitiger Solidarität verpflichtet wissen. Das Bildungsproblem des Kontinents besteht also darin, dass in Europa Millionen Frauen und Männer die Lehren aus der bitteren Geschichte Europas nicht verstehen und deshalb nicht bereit sind, persönliche Konsequenzen daraus zu ziehen.

Eine Konsequenz daraus wäre, wie gesagt, Kooperation in *Konkreativität* zu verwandeln, **ein Leben lang das Leben zu lernen,**
unser seelisches Vermögen von Liebe,
Vernunft und produktivem Tun so einzusetzen,
dass möglichst viele möglichst viel davon haben.

Von der hier angesprochenen *LIEBE* als *UNSER INNERSTES VERMÖGEN* sagt der argentinische Psychotherapeut ***Jorge Bucay*** *(*1949)*, sie bestünde in der uneigennützigen Kunst, Raum zu schaffen, damit der andere Mensch der sein kann, der er ist.

KULTUR DER FÜLLE

Damit die Rede von einer so verstandenen *LIEBE* nicht leeres Gewäsch bleibt, brauchen wir in allen Bereichen unserer Gesellschaft dringend den heute schon einmal angesprochenen Perspektivenwechsel von einer Ressourcenausnutzungsmentalität hin zu einer Potentialentfaltungskultur, von einer abgrundtiefen *„Mangel-Mentalität“*

hin zu einer *„KULTUR DER FÜLLE“.* Wer das Leben so betrachtet, als habe es nur so und so viel zu geben, als ob es da draußen nur einen einzigen Kuchen gäbe, dem muss es schwer fallen, Anerkennung und Lob, Macht und Profit mit anderen zu teilen – selbst mit denen, die ihnen dabei geholfen haben, etwas zu erreichen. Außerdem können sie sich nur schlecht wirklich über den Erfolg anderer Menschen freuen – selbst, und manchmal sogar besonders, mit Mitgliedern der eigenen Familie, engen Freunden oder Kollegen. Es ist fast so, als würde ihnen etwas weggenommen, wenn jemand anderer besondere Anerkennung oder einen überraschenden Gewinn bekommt oder bemerkenswerte Leistungen oder Erfolge erzielt. Wer eine solche Mangel-Mentalität aufweist, tut sich schwer, Erfolge mit anderen zu teilen und noch schwerer, anderen Erfolge zu gönnen. Und ganz besonders muss es ihm dann schwer fallen, Mitglied in einem Teamszu sein.

Eine *KULTUR DER FÜLLE* hingegen lebt aus einem tiefen inneren Gefühl von persönlichem Wert und persönlicher Sicherheit. Sie führt dazu, dass man Prestige, Anerkennung, Profite und Entscheidungsfindungen teilen kann. Es eröffnet Möglichkeiten, Optionen, Alternativen und Kreativität. Öffentlicher Erfolg heißt dann nicht Sieg über andere Menschen, sondern bedeutet Erfolg bei effektiven Interaktionen, die allen Beteiligten gleichermaßen förderliche Ergebnisse bringen.

Öffentlicher Erfolg heißt dann, zusammen zu arbeiten, miteinander zu kommunizieren, gemeinsam Dinge zustande zu bringen, die keiner allein und unabhängig von den anderen schaffen hätte können; es bedeutet letztlich: aus gemeinsamer Fülle zu schöpfen. Hereinübersetzt in unseren ganz persönlichen Alltag bedeutet das dann:

Wenn Du eine Frau bist und dort, wo Du bist, die Welt verändern willst,
dann fang damit an, einen Mann zu lieben!
Wenn Du ein Mann bist und die Welt verändern willst,
dann fang damit an, eine Frau zu lieben!
Wer immer von uns die Welt verändern will,
muss zuallererst anfangen, damit aufzuhören,
andere Menschen als Objekte seiner eigenen Begierde zu
missbrauchen, sie als nützliche Idioten zu behandeln.
Wer diese Welt verändern will, ist herausgefordert,
Menschen als Menschen zu behandeln und gerade dadurch als Mensch
zu wachsen und diese Welt Tag für Tag zu gestalten.
Wo ein solcher Mensch auftritt, „gerät die Welt in Erstaunen“. *(Heinrich Böll)*